

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 301.

Montag, 27. Dezember

1926.

Die Jagd nach der Braut.

(18. Fortsetzung.)

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

(Nachdruck verboten.)

Von Alfred Schirotauer.

Wie dem auch sei, jedenfalls lehnte Jeremia Ronald sich plötzlich in den Sessel zurück und sagte:

„Weißt du was?“

Bob wußte nichts.

„Wir gehen in die Alhambra.“

Da starrte der Schwiegerohn denn doch mit freisenden Augen des Staunens.

„In — die — Alhambra?“ Zum ersten Male mißtraute er seinem sonst vorzüglich arbeitenden Gehörapparat.

„Zawohl“, erklärte der Alte. „Ich halte es hier zu Hause nicht aus. Meine Nerven plagen. Ich muß Ablenkung haben.“

„Du willst in ein Varietés gehen, während — Florence —?“

Die Stimme versagte dem Bräutigam. Nicht nur aus Verblüffung über des Alten Begehren. Das Schuldbewußtsein legte sich ihm erstickend auf Herz und Mund.

Was er da sprach, war doch scheinheiligste Heuchelei! Er, der sich nicht einer harmlosen Zerstreuung, sondern dem verächtlichen Treubruche hingab, während seine Braut in drohender Gefahr schwebte, wollte dem Vater Gemütsruhe vorwerfen. Er! Ihm ziemte es wahrhaftig, den Mund zu halten.

Das tat er denn auch weislich.

Jeremia aber fühlte das Bedürfnis, sein auffälliges Betäubungsmittel noch weiter zu rechtfertigen.

„Was nützt es Florence“, bedeutete er unwiderleglich, „wenn wir hier sitzen und uns gegenseitig was voräczen? Für ihr Los ist es ganz gleichgültig, ob wir dort in der Alhambra auf Minuten wenigstens unser Leid vergessen. Wir können sowieso nichts tun, als hilflos und untätig abwarten, was Bill Hoot mit seinen Reuten erreicht. Ich extrahiere diese Untätigkeit aber nicht. Ich jedenfalls nicht.“

Damit stand er entschlossen auf.

„Du hast von deinem Standpunkte aus zweifellos recht“, gab Robert zu. „Ich bin aber wirklich nicht in Stimmung, Varietésnummern zu sehen.“

Der Schwiegervater trat zu ihm und legte voll Anerkennung die Hand auf die Schulter des jungen Mannes.

„Dein Schmerz um deine Braut ehrt dich“, lobte er väterlich. „Aber auf, mein Junge, auf! Man darf sich auch von den niederschmetternden Überfällen des Geschicks nicht unterkriegen lassen. Nimm das an von einem alten Mann, der viel Gutes erfahren, aber auch viel Böses in seinem langen Leben durchgelämpft hat. Die Frage ist doch immer nur die: kann ich jetzt zu irgendeinem Nutzen etwas tun oder nicht? Für Florence können wir augenblicklich nichts tun. Aber für die Ehre und das Durchhalten unserer Nerven mancherlei. Also tun wir es. Komm!“

Zaudernd erhob sich Brook.

„Man kann solche Fragen nicht nur von dem Zweckmäßigkeitsstandpunkte aus lösen“, sagte er müde. „Das ist doch in erster Linie Stimmungssache.“

„Ach was — Stimmungen!“ rief der Alte weg-

werfend. „Stimmungen geben Schwächlinge nach. Wir wollen Männer sein, die ohne Schwanten das allein Nützliche tun. Also raff dich auf! Ich mache mich fertig.“

Er ging hinaus.

Bob war von den Gewalttaten und Umstürzen, die seit dem Morgen auf ihn hereingehagelt waren, zermürbt und zerstreut. Die Widerstandskraft in ihm war niedergebrosen. Ihm war im Grunde alles gleichgültig und belanglos. Elinor war ihm für immer verloren. Was hatte da noch Zweck und Sinn? Warum nicht in ein Varietés gehen? Es war ebenso sinnlos wie alles andere, das ihm das Leben noch bringen konnte. Also ins Varietés! Warum nicht ins Varietés? Varietés war nicht irrer als all das andere, das ihn heute überfallen und umhergewirbelt hatte. Es war ein würdiger Abschluß dieses wahnwitzigen Tages. Es war fast ein Symbol des Tohuwabohu, zu dem sein Leben geworden war. Inwiefern es ein Symbol war, wußte er selbst nicht. Es schien ihm nur so, irgendwie. Auch darauf kam es nicht mehr an. Auf nichts kam es mehr an. Sein Leben war vernichtet, zum Chaos zerstäubt. Was war da noch wichtig oder belangvoll?!

Er ging, ohne rechtes Bewußtsein seines Tuns, in die Diele. Dort stand Ronald schon im Hut und Mantel. Der Diener half Bob in den Paletot. Es war alles wie ein Traum. Im Dämmerzustand sah er im Auto. Mechanisch, ohne klare Vorstellung, führte er das Gespräch mit dem Schwiegervater. Im Dämmerzustand nahm er seinen Platz in der Loge ein. Wie nebliger Spul gingen die ersten Nummern des Programms an ihm vorüber.

Dann erwachte er. Plötzlich. Blikhaft. Und sein Leben war wieder voller Licht und Farbe und lebendiger Wirklichkeit.

XVII.

Auf der Bühne stand Elinor Mall. Und sang zur Gitarre spanische Lieder.

Mit einem mühsam unterdrückten Schrei freudigsten Erschreckens federnte Bob von seinem Polsterstuhl auf.

Jeremia Ronald wandte sich ihm im Halbdunkel der Loge verwundert zu.

„Was hast du?“ fragte er.

Da teilte Bobby seine Verblüffung gewissenhaft zwischen Bühne und Schwiegervater. Ja, sah der Alte denn nicht? Erkannte er seinen Flüchtling nicht wieder? War er mit Greisenblindheit geschlagen?

„Siehst du denn nicht?“ flüsterte er atemlos.

„Was?“ fragte der Baumwollpflanzler mit stumpfem Staunen.

„Das ist — das ist — doch —!“

Jeremia hob das Programm dem Lichte entgegen, das von der Bühne herüberflutete und las: „Nr. 4. Juana de Queiro, spanische Volkslieder. Was hast du bloß?“

„Juana — de —?“

Weiter kam er nicht. Denn das Parkett unter ihm wurde unruhig, blühte wütend zu der Loge empor und rief: „Ruhe — Stille — pft! Mund halten!“

Gautes glitt Robert auf den Stuhl zurück. Ja, war er denn endgültig wahnsinnig geworden? Hatte er Halluzinationen? Das war doch Elinor! Freilich sah sie anders aus. Natürlich. Geschminkt für die Wirkung des Rampenlichtes und der grellen Scheinwerfer, die von der Decke her auf sie gerichtet waren und sie mit rot-blauem Lichte übergoßen. Auch das Haar trug sie anders. Nicht glatt zurückgekämmt, und an den Schläfen waren zwei Lockenringel herabgezogen und nach spanischer Manier als „Sechser“ oder „Männerwinkler“ an die Wangen geklebt. Am Hinterkopf ragte ein großer, geschnittener Eisenbeinflamm aus den zu Locken aufschäumenden Haaren.

Das gab ihr ein etwas fremdartiges Aussehen. Auch die spanische Tracht — seidener, roter Rock und ein großer grüner, gestickter Schal um die Schultern — schuf einige Veränderung. Aber trotzdem — ein Irrtum war kaum möglich.

Das waren ihre feine, fluge Stirn, ihre großen flammenden Augen — ihre schlanke, schmieglame Figur — ihre schönen, festen Beine — ihre kleinen, graziösen Füße. Und die Stimme! Das war ihre helle, klingende Stimme, die er aus Zehntausenden herausgehört hätte.

Und Jeremia Ronald erkannte sie nicht! Am Ende war er selbst doch krank vor Schmerz und Sehnsucht. Sah Elinor in jedem Weibe.

Nur fern wie Muschelrauschen vernahm er das Lied. Dumpf wallte in seinem Kopf eine Erinnerung an Worte, die Elinor über ihren Gesang gesprochen hatte. Er hörte ihre Stimme nur wolkig gedämpft durch das Brausen des Blutes in seinen Ohren.

Er schauerte zusammen. Das Theater wallte auf. Sie hatte das erste Lied beendet. Das Publikum tobte. Ihre Stimme hatte begeistert, die verhaltene Glut ihres Vortrages gezündet, die blutvolle Anmut ihres Körpers hatte erregt.

Sie verbeugte sich dankbar und verführerisch lächelnd. Es schien Bob, sie blicke nach seiner Loge.

Jetzt wandte Jeremia sich an ihn.

„Was wolltest du eigentlich vorhin, mein Sohn?“

„Ich dachte — ich weiß nicht — sie ist es auch — eine Täuschung ist unmöglich —“

„Ja, wer soll es denn sein, zum Henker?!“

„Elinor.“

„Wer?!“

„Elinor Mall — die heute bei uns war.“

„Die Expresserin?!“

Robert nickte schen.

Da blickte der Schwiegervater ihn eine kleine Weile stumm an.

„Du scheinst etwas ausgiebig an diese junge Dame zu denken, mein Sohn. Aber das ist vielleicht natürlich, da sie so eng mit deiner Braut verknüpft ist.“

Es schien Bob, als zittere eine verbissene Ironie in seinen Worten. Doch der Alte blickte wieder interessiert auf die Bühne. Der Beifall verebbte, Juana de Queiro begann das zweite der drei Lieder, die ihr Programm bildeten.

Brook sank zurück in den Strudel seiner quälenden Gewißheit und Zweifel.

Da bozgte sich Ronald zu ihm und raunte:

„So sehen in den Südstaaten neunzig von hundert Mädchen aus. Das ist das alte spanische Blut. Die da —“, er wies mit dem Kinn auf die Bühne, „und die freche Ausrasterin sind ganz alltägliche typische Erscheinungen.“

Damit lehnte er sich in den Sessel zurück und gab sich dem Genuß dieser metallischen, geschulten, sinnlich warmen Stimme hin.

Bob hatte nicht übel Lust, dreinzuschlagen. Er vergaß alle Pietät gegen Alter und hehre verwandtschaftliche freche Ausrasterin sind ganz alltägliche typische Erscheinung! Seine Elinor, dieses originellste, einzigartigste Gebilde auf Gottes weiter Flur! Der Alte war — nun ja, er war eben alt und senil. Was verstand der von —. Hm, ob er nicht vielleicht dennoch —? Ob es am Ende doch Rasseneigentümlichkeiten —? Nein, nein, nein! Wie sie eben den Kopf leidenschaftlich aufwarf, das war Elinor, nur Elinor. Das hatte mit Merk-

malen spanischen Blutes nicht das geringste zu schaffen. Das war individuell, das war sie, das war Elinor!

Er beugte sich weit über die Logenbrüstung vor im Eifer seines ethnographischen Studiums. Da traf ihn ihr Blick. Erkennend, begrüßend, freudig verwundert. Das war das Signal! Jeder Irrtum war nun ausgeschlossen. Rassenmerkmale, Typen — dieser lächerliche blinde Greis! Dieser alte Narr! Der Teufel hole ihn und alles Ungemach, das er mit seinem blöden Heiratsplane über ihn gebracht hatte. Ach, wenn er ihn und Florence doch nie erblickt hätte! (Er vergaß, daß er den guten, alten Jeremia Ronald zum ersten Male als fünfjähriger Knabe gesehen hatte.) Dann wäre jetzt alles gut. Dann könnte er —. Hier stoppte das Räderwerk seiner ergrimmten Gedanken schnarrend ab. Denn ihm fiel ein, daß er ohne Florence wohl niemals Elinor kennengelernt hätte. Und dann wukte er doch nicht recht, was er eigentlich angefangen hätte, wenn sein Auge nie auf Jeremia und Tochter gefallen wäre.

Fortsetzung folgt.

Winterwald.

Von Walter v. Rummel.

Schön ist der Sommerwald, wenn die Sonne freudig sich darin ergeht oder wandermüde sich in einem Schloße, mitten unter den roten Beeren, warm und breit gelagert hat, wenn in das Wipfelrauschen aus der Höhe ein fernes Vogelruf klingt, blaue Farnen aus seltsame Geschichten der Sehnsucht erzählen. Schön ist aber auch der Winterwald: Laut und Ton sind in Tau und Regen der kalten Zeit, im tiefen Schnee schlafen gegangen, kahles und Entlaubtes erschimmert im weißen, bräutlichen Myrtenstaub, selbst das stachel- und beerenbewehrte, trostige Geschlecht der Tannen und Fichten versinkt — das einzige Mal im Jahre — in schwere, weiche Blütenpracht. . . . Wer nun schöner von beiden, Sommer- oder Winterwald, wer kann das sagen? Irgend ein kluger Paris der Neuzeit? Wir wollen ihn gar nicht laden. Man soll schöne Frauen nicht miteinander vergleichen, nicht die Blonde mit der Schwarzen oder Braunen. Und auch nicht den Sommer- mit dem Winterwald!

Winterwald zu diesen Zeiten, wo es im alten, wo es auch im neuen Jahre so lange nicht schneien will? Wird nichts Besonderes sein, kein Mensch verspürt eine große Sehnsucht danach. Auch mich hat nur ein Zufall in meinen Winter-, in den bayerischen Wald verschlagen, dorthin, wo er bald an die böhmischen Grenzpfähle anstößt. Einmal liegt er vor mir, in tiefes Schweigen gehüllt. Wald, nichts als Wald, bis zum steinigen Haupte des Raches empor. Aufwärts geht der Weg. Nun noch ein paar Glasbläser- und Holzschneidhütten, die mit niederem, weit herausspringendem Dache sich wie Wichtelmännertänzen unter Fichte und Fels schmiegen. Ein Försterhaus an einem talwärts springenden Bache. Der letzte Laut liegt hinter mir, der weite Wald nimmt mich auf.

Raum habe ich die ersten Schritte hinein getan, werde ich sehr anständig und ganz still. Made auch Reue und Leid, muß diesem Walde gleich Abbitte tun, weil ich ihn mir in Gedanken wenig schön vorgestellt habe. Nun hat er sich so viel redliche Mühe gegeben, das Kleid der Jahreszeit, das ihm Wetter und Wolken hartnäckig verweigert haben, sich selber beschafft, einen weichen, dicken, raubaarigen Winterpels. Glitzernd, in vollen Lagen, hängt der Reif im Geß der Fichten, hat den kalten, frierenden Leib der Laubbäume überzogen, liegt wie ein lindes Linnen über allen Büschen, hat blendende Tücher zur Bleiche über die weisse Waldwiese gespannt, hat den Büschen Kronen und Brillantdiademe, den Gräsern Perlen und sonstigen Schmuck geschenkt. Rings eine Sinfonie von freudigem, lebenbejahendem Weiß, durch die das Grün der Hoffnung bald lauter, bald leiser kautet.

Tiefer hinein in Bäume und Forst. Quellen springen zu Tale. Bäche schäumen über Stein und Fels. Manche sind in ihrem alten, phantastisch zu einem Eispalaste ausgebauten Bette geblieben, manche, durch den Frost an irgend einer flachen Stelle eingefangen und in ihrem Laufe gebremmt, haben unmutig das gewohnte Rinnthal verlassen, sind über die Ränder hinweggetrillert und haben den ganzen unter ihnen liegenden Abhang keiner vollen Breite nach sich erhoben, alles Land überschwemmt und es mit spiegelglatter, oft gewölbter Eistruste übertrübt. Da ist nun ohne jeden Schnee die herrlichste Naturrodelbahn entstanden. Nur daß nicht ein einziger Rodel da ist, der den Steilhang in jubelnder Fahrt nähme. Denn kein Mensch ist weit und breit.

Die Dolchschärfe aber, wie sonst vielleicht zu mären, sich nicht im Lichte schreien, denn ohne den ihnen fehlenden tiefen Schnee können sie auf ihren schweren Dolchschlitten nicht die gefällten großen Bäume zu Tal bringen.

Je weiter ich vorwärts komme, desto enbloßer breitet sich der Wald, als ob er bis zu den Grenzen der Erde liefe, desto stiller wird es um und um, desto höher steigen die Stämme empor, Baumriesen, die Hunderte von Jahren schon stehen, deren Wurzeln sich wie schwarze Drachen um Stein und Fels ringeln, in tiefe Erdennacht hinabstrecken, während ihre Gipfel und Spitzen wie frohe, fromme Kerkeln in das Blau des Himmels sich hineinbieten. Und immer mächtiger wächst es empor, bis das lauter Riesen geworden sind, deren Häupter in schwindelnder Höhe thronen. Noch eine Weile nun, und es wird auch jeder Pfad auslassen und sich im Urwald verlieren. Nie wohl, seit die Welt steht, hat dort die Art geklungen. Was fällt und altersschwach zusammenbricht, bleibt vermodernd liegen, eine Schuttede, Nahrung und Speise für die jungen, aus ihrem Schutte aufstrebenden Geschlechter. Still und friedlich, schön und gut ist die Welt hier geworden, wie überall, wo die Menschlein noch nicht dem Herrgott in seinen Wundergarten hineingeführt haben. Langsam zurück in Tal und Tiefe. Der Heimweg dehnt sich länger als der Hinweg. Endlich sichtet sich der Wald auf der einen Seite wieder. Grühend schau ich noch einmal zurück. Wie vorber liegt er ganz in silberner und rubiger Schönheit da. Vor mir aber schon auf den ersten Rodungen und Wiesen ist aller Reiz und alles blühende Weiß bereits von der Sonne aufgelöst und weggetrunken worden.

Drüben am Waldrand ein Schloß. Aber man sieht nur einen Turm und ein Stück des Daches, alles andere ist durch hohe Bäume verdeckt. Und vom Schlosse Frauenau wegsenkt sich der Berg in hartem Falle zu Tal. Unten im Grund mag eine größere Siedelung liegen, aber man sieht sie nicht, sieht nur den Berg auf der anderen Seite wieder aufsteigen, breit und die ganze Welt mit seinem massigen Rücken verdeckend. Voll erstaunlicher Klarheit erschleicht sich ein weites schweigendes Bergpanorama, das im Arber seinen höchsten Gipfel erreicht. Zuweilen legt sich eine Ortschaft, Rabenstein und andere, mit Zwerghäusern in den Wald hinein. Aber ihrer viele sind es nicht. Einsam ist es auch dort drüben auf den jenseitigen Bergen.

Mittagsstunde. Tief im Grunde lautet eine Glocke. Und nun weit entfernt, irgendwo in den Wäldern da drüben, ein leises schlichternes Glöckchen. Fast murmelt der Bach zu meinen Füßen noch lauter. Unter der prallen Sonne hat er sich längst von allem Eise befreit, schlängelt sich in lustigen Sprüngen und tausend Windungen durch weiche Wiesenmatten. An seinem Ufer, am Danae, der sich beweglich wie ein wehendes Tuch im Winde, faltet, zusammenlegt, wieder fröhlich und unbekümmert auseinanderflattert, stehen schlanke Erken, stehen wie Fahnenstangen des Frühlings weiche Birken. Ein wenig warmer Föhn, die gelbe Grasnarbe ein bißchen grüner, ein paar Marqueterien und Anemonen über den Rasen gesät, und der Winter wäre auch schon vorbei. Frühlingsträume? ... Sind sie schon erlaubt? ... Fragend blide ich den Weg zurück, den ich eben gekommen, und der Wald scheint mir verneinend das weiche, ehrwürdige Haupt zu schütteln. „Hat alles seine Zeit“, ruft es zurück aus dem stillen Winterwald. „Warte nur, warte. Ist aber schon zu erleben, bis der Lenz dieses Jahres vom Himmel niedersteigt.“

Adriatisches Abenteuer.

An der Mündung des Rio die S. Polo in den Kanal Grande hielt eine Gondel vor dem Palazzo Barbarigo della Terrazza.

Der Gondoliere hob betuernd die Hand zur Brust und versicherte mit rasendem Wortschwall der jungen Dame, die er führte, daß er jeden Winkel Venedigs kenne und hier das von ihr genannte Ziel sei.

Sie verneinte hilflos, versuchte sich in mangelhaftem Italienisch verständlich zu machen. Er schwor bei der Madonna, daß er im Recht sei, schrie zu einem Gondoliere, der eben vorbei kam, hinüber und bat ihn leidenschaftlich, der Dame zu bestätigen, daß hier der Palazzo Barbarigo sei.

Der andere bejahte, sie schüttelte den Kopf und rief ihm ihr Ziel hinüber. Ein vornehmer junger Mann erhob sich drüben in der Gondel und ließ halten. Bat sie in einem Deutsch, das sofort den Engländer verriet, um die Anrede der gewünschten Route, schlug in seinem Bader nach, erklärte ihrem Gondoliere den Irrtum, wies ihm den Weg und sog grüßend den Hut.

Sie dankte und sah peifisch erstaunt, wie der Fremde, ganz in Widerspruch zu seinen sonstigen vorzüglichen Manieren, sich nach ihr umwandte und sie mit seinen graublauen Augen solange anstarrte, bis seine Gondel um die Ecke bog.

Der Gondoliere arbeitete sich eine Mazarine an und begann zu rudern. Sie bemerkte nicht, wie sich aus dem Gemirr der alten Gassen die Gondel des Fremden löste und ihr langsam über den Kanal Grande bis zur Riva di Biagio folgte, wie der Fremde in einer Nische der Kirche von S. Simeone wartete und ihr ungelesen bis zum Hotel Danielli folgte. — —

Am Abend fuhr sie nach Triest, nahm am nächsten Morgen den Eisdampfer nach Dalmatien. Beim Diner lag ein älterer Herr im tadelloßen geschliffenen Bordanzug neben ihr, sein auffallend schönes, weißes Haar erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Er sprach während des Speisens kein Wort.

Als beim Mokka, weißbeleuchtet in der hellen Mittagssonne, unter tiefblauen Himmel des Leuchtturm-Riff Scoglio Poror auftauchte, fragte sie den Steward nach dem Namen des Eilands. Der Herr mit den weißen Haaren wandte den Kopf und nannte ihr den Namen. Gleich darauf beugte er sich näher und flüsterte:

Noir trente — wieder eine Serie noir — die Progression ist nicht richtig — — —

Sie sah ihn verblüfft an, er zuckte nichts die Achsel, nahm rasch seine Zigarre, stand hastig auf und verließ ohne Gruß den Saal. Die junge Dame sah eine Weile starr und versuchte sich vergeblich eine Erklärung für das sonderbare Verhalten des eleganten Mannes zu geben.

Am Nachmittag stand er beim Kapitän und sah durch das Trieder gegen die Berge südlich von Fiume. Nach dem Souper traf sie ihn im Salon. Er las in einem riesigen Journal und nahm keinen Augenblick von ihr Notiz.

Sie vermutete jetzt, daß die Anrede ihrem Nachbarn gegolten habe und ärgerte sich, solange über diese Episode nachgedacht zu haben. — — —

Als sie in ihre Kabine trat, schnarchte im Oberbett eine corpulente Dame. Ein dicker Dunst von Öl und verbrauchter Luft stand in dem engen Raum, das Poltern der Maschinen hallte durch die Holzwände.

Sie ließ sich ihre Reisedecke und einen Stredessel nach oben tragen. Das Schiff zog eben an Zara vorbei. Die weißen Lichter der Riva spiegelten sich in dem dunklen Wasser, ferne Musik kam herüber. Sie legte sich bequem und horchte. Die Musik war jetzt ganz deutlich — ein Walzer aus dem „Grafen von Luxemburg“. Sie summite leise die Melodie mit: „Bist du's, lachendes Glück“ —

Plötzlich hob sie den Kopf. Vom leeren Hinterdeck stie sich ein Schatten. Ein Mann mit einer Hornbrille und kurzem schwarzen Swisbart promenierte langsam vorbei und fixierte sie. Kehrt um, blieb dicht neben ihr stehen und sprach sie an.

„Eine wundervolle Nacht“ —

Sie bog das Gesicht zur Seite. Die Art, in welcher der Fremde ihre Bekanntschaft suchte, war impertinent.

Als er einen Schritt näher trat, richtete sie sich auf:

„Ich verbiete Ihnen“ —

Er hob schnell die Hand, als habe er sehr Wichtiges mitzuteilen und beugte sich nieder:

„— Rouge quatorze — das zweite Duzend kommt zum sechsten Male — man muß noch einmal den Einsatz verdoppeln — es — — —“

Sie sprang auf und lief entsetzt an ihm vorbei, die Treppe hinunter — im Speisesaal kein Steward — endlich am Vorderdeck ein Matrose. Zitternd bat sie ihn, bei ihr zu bleiben. Er antwortete frostig und schüttelte den Kopf. Sie fühlte Schwindel, hielt sich an seinem Arm, sah die Lichter drüben wie Kreise auf- und abschwingen. Der Mann fing sie auf und rief ein paar Namen. Matrosen kürzten aus einer Luke, standen um sie herum. Dann brachte einer Wasser. Man führte sie in ihre Kabine.

Sie lag eine halbe Stunde mit einem Weintrampf unter dem Schnarchen. Dann sah sie bis zur Dämmerung wach, überdachte alle Möglichkeiten: irgend eine teuflische Verabredung, sie durch den fortgesetzten Schrecken an der Weiterfahrt zu verhindern und auszulündern, ein Attentat, eine geheimnisvolle Verwicklung mit einer Spionin, für welche die Sachausbrücke über die Roulette nur Deckworte bedeuteten — — —

Als die erste Sonne durch das Fenster fiel, ordnete sie ihr Gepäck. Der weiße Kampanile von Spalato tauchte am Rande des Golfes auf. Sie bat die corpulente Dame beim Herunterklettern und bat sie, beim Aussteigen neben ihr bleiben zu dürfen. Das Schiff legte am Mole an. Sie musterte alle Passagiere, welche die Brücke passierten. Weder der alte Herr stieg aus, noch der Mann mit der Hornbrille.

Sie atmete auf.

Im Hotel schlief sie bis zum späten Nachmittag. Ein verrückter Traum jagte den anderen. Menschen umdrängen sie, die ihr Ziffern der Roulette zuriefen. Einer schob aus der Pistole eine weiße Kugel gegen ihre Brust — sie erwachte mit einem Schrei.

Als sie sich besonnen hatte, mußte sie lachen. Das Abenteuer war schon fern wie das Schiff mit den beiden Männern — sie amüsierte sich jetzt über ihre Angst, welche

durch die Nacht und ungewohnte Umgebung ins Väterliche
geleitet worden war.

Sie habete und wollte einen Spaziergang zum Diollettan-
Palast unternehmen. Auf der Treppe begegnete sie dem
jungen Engländer, der ihr tags zuvor im Kanal Grande den
Weg gezeigt hatte. Er grüßte — sie dankte überrascht.

Er machte eine Bewegung, als wollte er stehen bleiben —
ein Jude war um seinen Mund — er schien mit sich zu
kämpfen — dann trat er rasch zu ihr und sagte mit einer
weichen, umflorten Stimme:

„Quatre premiers und Zéro — wir haben Glück —
wir —“

Sie hob die Arme hoch, unfähig, einen Laut auszustößen.
Der Engländer erschraf und ließ die Treppe hinauf. Ein Herr,
der die Szene beobachtet hatte, stellte sich ihr entgegen, nannte
seinen Namen, bat sie, die vergeblich nach Atem rang, doch
keine Furcht zu haben.

Er verbeugte sich noch einmal: „Dr. William Steven-
sohn!“

Sie starrte ihn an und wartete wie gelähmt auf seine
nächsten Worte. Er griff nach ihrer Hand, die sichtbar
zitterte.

„Beruhigen Sie sich doch, meine Gnädigste — er ist voll-
kommen harmlos —“

Sie stammelte: „Was wollen diese Menschen von mir —“

„Es ist immer der gleiche, meine Gnädigste, immer
dieser Arme. — Er hat vor fünf Jahren in Monte Carlo den
Verstand über der Spekulation nach einem unfehlbaren
Roulette-System verloren. Seitdem spricht er nur von seinen
Kombinationen und verkleidet sich fortwährend, weil er
fürchtet, daß man ihn wegen seines Systems ermorden will.
Ich bin sein Arzt und reise ständig mit ihm. Er führt vier
Koffer mit Anzügen, Bärten, Perücken und Schminken mit.
Wenn man ihn nicht an der Maskierung hindert, ist er voll-
kommen harmlos. Sie scheinen ihn zu interessieren, denn er
belästigt sonst Damen nur sehr selten. Leider war ich gestern
auf der Fahrt recht seefrank und konnte ihn nicht beobachten.
Ich fürchte, daß er Sie schon gestern geängstigt hat —“

Sie nickte nur.

„Ich bitte Sie nochmals für den Kranken um Entschudi-
gung, meine Gnädigste —“

Er verbeugte sich und ging die Treppe hinauf.

Sie bezahlte sofort das Zimmer, packte den Koffer und
ließ ihn zum Abenddampfer bringen.

Als sie auf der Riva am Café Marina vorbeiging, sah
sie von ferne den Arzt und neben ihm einen Herrn in hell-
farbtem Anzug. Er trug einen blonden Schnurrbart und
blonde Ketten und besah durch das Monotel interessiert
den Korso. — — —

Bolkmar Treo.

Das saubere Tischtuch.

Von Gerhard Schüte.

Der Mann und die Frau essen zu Abend. Ein neues
blitzblankes Tischtuch liegt auf dem Eßtisch. Da man in
kleinen bescheidenen Verhältnissen lebt, muß an allem gespart
werden und die Frau ist bedacht, ja keinen Fleck auf das Tisch-
tuch zu machen. Es müßte dann gewechselt und gewaschen
werden. Und Waschen kostet Seife und Zeit, abgesehen davon,
daß Tischwäsche vom vielen Waschen nicht haltbarer wird. Die
Frau stellt in begreiflicher Vorsicht die Schüsseln mit Fleisch,
Kartoffeln und Gemüse behutsam auf den Tisch, prüft, ob der
Tisch nicht wackelt und setzt sich dann beruhigt nieder. Der
Mann, der schon an der Breitseite des Tisches sitzt und die
Abendzeitung studiert, blinzelt auf, faltet die Zeitung zusammen
und ergreift seine Serviette. Die Frau legt ihre Hand auf
seinen Arm und meint:

„Nach bitte keine Flecke auf das Tischtuch, Mann, es ist
ganz neu.“ Der Mann knurrt, weil er sich nicht gern wie ein
Kind bevormundet lassen will.

„Aber Mann, da brauchst du doch nicht gleich zu knurren.“

„Na ja, nicht knurren, du tust ja gerade so, als ob ich
immer die Flecke aufs Tischtuch mache.“

„Bin ich es etwa?“

„Das weiß ich nicht, ich bin's jedenfalls gewiß nicht.“

„Ich werde dir noch sagen dürfen, daß ein neues Tischtuch
aufliegt.“

„Das sehe ich selber! Ich sage dir doch auch nicht, sei vor-
sichtig, das Tischtuch könnte fleckig werden.“

„Ich glaube, du würdest das gar nicht bemerken —“

„Nicht bemerken, nicht bemerken, denkst du denn, ich gebe
blind durch die Welt?“

„Aber nein, Mann, das behauptet auch niemand. Ich
wollte nur vorsichtig sein.“

„Warum dann bei mir? Ich mache keine Flecke.“

„Ich auch nicht.“

„So, da haben unsere Schüsseln wohl Böcher?“

„Nein, meine Schüsseln sind in Ordnung. Ich weiß schon,
wer die Flecke macht.“

„Aha, du weißt es! Und wer ist's?“

„Du!“

„Was? Ich? Das ist doch stark! Du willst mir erzählen,
daß ich Flecke aufs Tischtuch mache? Ich bin doch kein kleines
Kind. Glaubst du, ich habe es nötig, mich über Benehmen bei
Tische aufklären zu lassen?“

„Es kann jeder mal einen Fleck machen.“

„Siehst du, jeder kann mal — nur du bist eine Aus-
nahme, wie?“ „Ja, denn ich gebe genau acht.“

Der Mann ist sehr zornig; die Frau ist beleidigt. Sie
nehmen von den Speisen, sie nimmt nach ihm von dem Fleisch
und von der Soße. Ihn übermannt plötzlich sein Zorn, er
schlägt mit der Hand auf den Tisch, daß die Inhalte der
Schüsseln ins Gewoge kommen und will etwas sicherlich Un-
gezoogenes sagen. Da bemerken beide einen etwa erbsengroßen
Sohlenfleck neben der Fleischschüssel. Man weiß nun nicht, hat
die Frau den Fleck gemacht, als sie sich soeben Soße nahm oder
ist er durch den Schlag des Mannes über den Rand der
Terrine geschwappt, so daß also der Mann die Schuld trägt.
Wie gesagt, das wird sich durch nichts feststellen lassen. Aber
nichtsdestoweniger triumphiert die Frau:

„Da sehen wir's, wer macht die Flecke?“

„Du natürlich, du hast dir ja eben Soße genommen.“

„Wie? Ich hätte —? Du verzeihst aach, daß du mit den
Fäust auf den Tisch schlugst, daß alles überschwappte!“

„Alles überschwappt? Ich habe mit eigenen Augen
gesehen, wie du getropft hast, Frau!“

„Und ich habe mit meinen zwei Augen gesehen, wie es
herausgeschwappt ist!“

„Dann hast du schlechte Augen, dann mußt du eine Brille
tragen.“

„Blui, das finde ich häßlich von dir, Mann, mich so zu
verdächtigen. Nicht genug, daß du einen Fleck aufs Tischtuch
machst, jetzt soll ich's noch geweien sein!“

„Wegen so eines kleinen Flecks so viel Aufregung. Zu
was sind denn Tischtücher da? Doch nur zum Fleckerein-
machen!“

„Du hast eine sonderbare Auffassung von Reinlichkeit.“

„Was heißt hier Auffassung von Reinlichkeit? Wozu ist
das Tischtuch eigentlich da? Damit du mit mir schimpfen
kannst, wenn du Flecke machst?“

„Nein, damit der Tisch gefällig, einladend und sauber
ausieht.“

„Wo hast du das gelernt?“

„Das weiß jedes Kind.“

„So, so. Ich habe gelernt, das Tischtuch ist dazu da,
damit man das schöne Holz des Tisches nicht durch Flecke be-
schädigt.“

„Was du schon gelernt hast!“

Jetzt packt den Mann aber ehrlicher Zorn.

„Was heißt, was ich schon gelernt habe? Überlege dir,
was du sprichst! Von dem, was ich gelernt habe, lebe ich.
Daron lebst auch du. Und wenn ich das nicht gelernt hätte,
dann hätte ich nicht die Stellung, die ich jetzt habe und dann
hätten wir beide nichts zu beissen.“

Die Frau sieht ein, daß sie zu weit gegangen ist, und weiß
ihre die Ruhe des Hauses am Herzen liegt, so will sie gern
Frieden schließen und beschwichtigt ihren Mann:

„Sei doch nicht böse, Alter, so schlimm ist es doch gar nicht.“

„Natürlich ist es gar nicht schlimm. „Es ist eine Lappalie.
Wegen eines Tischtuchs so einen Krach zu machen!“

„Wer hat denn aber angefangen?“

„Das fragst du auch noch? Du natürlich.“

„Ich, wieso ich? Du hast doch den Fleck gemacht!“

„Ich sage dir, du bist es gewesen!“

Der Mann springt auf, wirft die Serviette auf den Tisch
und sagt donnernd: „Jetzt streiten wir uns eine halbe Stunde
wegen eines Tischtuchs. Ich sage dir, dein Tischtuch inter-
essiert mich nicht für drei Pfennige! Ich will jetzt in Ruhe
essen.“

Der Frau stehen die Tränen in den Augen. Da sie weiß,
daß ihr Mann nichts mehr haßt als Tränen, will sie hinaus-
gehen. Da tritt die unvermeidliche Katastrophe ein. Das
Tischtuch, das am Rande von einer Lochstiderlei geziert ist,
bleibt an einem Blumentopf hängen und wie die Frau nun
hinausstürzen will, zieht sie mit einem Ruck (ohne daß sie es
anfangs gewahrt wird, da sie ein Taschentuch vor die Augen
hält) das Tischtuch mit samt den Speisen vom Tisch. Alles
sollert auf den Fußboden. Die Frau ist zu Tode erschrocken.

Der Mann meint es nur gut, als er ihr sagt:

„Nach keinen Fleck aufs Tischtuch!“